

Im Müll liegt die Zukunft

Vom schwarzen Schaf der Familie zur international angesehenen „Trash Art“-Künstlerin: Jetzt hat Adler A. F. in Moosach ihr bislang größtes Wandgemälde fertiggestellt

Von Anita Naujokat

Der Korb der Hebebühne ruckelt unangenehm in die Höhe. Doch Adler A. F., wie sich die Künstlerin Agnes Felicitas Adler nennt, hat alles im Griff. Nach ein paar Minuten hat sie den Dreh raus. Zielsicher dirigiert sie sich in die richtige Position in luftiger Höhe vor der riesigen Mauer. „Das ist ja wie im Rodeo“, ruft von unten Oliver Nibbe, Künstlerfreund, Schriftsteller und Objektkünstler, der Adler assistiert. Felix Klebe hält mit der Filmkamera alles fest. Denn für diesen Tag hat sich Adler das ganz große Format vorgenommen. Sie wird die mehr als 200 Quadratmeter große fensterlose Fassade des fünfstöckigen Wohnhauses an der Darmstädter Straße 8 mit Spraydosen, Pinseln, Farben und Gießkanne bearbeiten. Titel: „Circus Maximus & Trash Queen“.

Die Gründerin des Trash-Art-Museums in Berlin, die bei Markus Lüpertz studierte und Meisterschülerin bei Helmut Middendorf war, hat sich außerhalb der gängigen Kunstszene mit großformatiger Malerei, Rupfenbildern und Trash Art einen Namen gemacht. Provokant, sperrig und politisch ist sie ihrer Linie gegenüber alle Widerstände treu geblieben. Die Fassade, mit der sie jetzt in den Dialog treten will, gehört zum Haus, in dem sie wohnt, und in dem sie provisorisch ihr Atelier eingerichtet hat.

Seit einer Woche teilt sie es sich mit dem Cartoonisten Michael Heining, bis sie etwas Neues gefunden hat. Aus der benachbarten Künstlervilla, die Adler seit 2007 „kreativ besetzt“ hatte, musste sie raus. Die Villa kann jeden Tag abgerissen werden, muss einer Tiefgarage für eine Eckbebauung weichen. Das neue Haus, das dort gebaut werden soll, wird in absehbarer Zeit auch ihr Werk verdecken, oder besser gesagt: ihre Werke. Denn schon 2006 hat sie an der Fassade das in warmen Ockertönen gehaltene Riesenbild „Sonne und die Planeten“ gestaltet. Jetzt verwendet sie schwarz, natoliv, anthrazit und „kackbraun“, wie sie das mit Schwarz gefärbte Ocker nennt, während sie in Kochtöpfen die Farben mit dem Kochlöffel umrührt, sie schlägt und mit dem Pinsel Luftblasen hochquetscht. „Ich spür das wie eine Köchin, die richtige Konsistenz“, sagt sie. Den schwarzen Trauerflor hat sie schon vor-

her vom Dach aus auf die Mauer gesetzt. „Tränen“ nennt sie die nach unten verlaufenden schwarzen Farbbahnen.

Ihre Vorliebe für Trash Art sieht man Adler (Jahrgang 1955) auf den ersten Blick nicht an. Sie hat keine grünen Haare, trägt weder Leder, noch ist sie mit Ketten und Metall behangen. Sie raucht nicht, sie trinkt nicht, sie lebt gesund. Ihr einziges Markenzeichen ist ihr schwarzer Samthut oder eines ihrer Käppis, ohne die man sie nie sieht. „Das hält meine Gedanken zusammen“, sagt sie und lacht. Im Atelier sieht das schon ganz anders aus. Vier eher furchterregende, bunte Konterfeis der Serie „Woher – wohin“ hängen zwei in Schwarz, Grau und Weiß gehaltenen Gesichtern der „Dead Men“ auf der anderen Seite gegenüber, im Flur Collagen, in denen sie den Umriss des

Den überfahrenen Frosch wollten die Eltern nicht im Kinderzimmer sehen.

New Yorker Stadtteils Manhattan in seiner peninsularischen Form hervorhebt. Das Waschbecken im Bad hat sie mit einer Installation aus grünem Stacheldraht verbarrikadiert. „Das hindert an diesem Waschbecken jeden daran, Trinkwasser zu verschwenden“, sagt sie.

Schon als Kind hatte Adler nichts für bunte Farben übrig. Mit sechs Jahren wollte sie unbedingt einen überfahrenen Frosch in einen Rahmen in ihr Zimmer hängen. Die Eltern waren entsetzt. Sie ließ nicht locker. „Für mich war dieser Frosch alles.“ Schlussendlich einigte man sich darauf, dass sie den platten und schon ausgetrockneten Körper aufhängen durfte, aber mit einer Zeichnung darüber, die sie hochheben konnte. In der Schule griff sie beim Malen lieber zu schwarzen und grauen Stiften als zu rot und grün. „Das Bunte und Schöne ging mir auf die Nerven“, sagt sie. „Ich habe lieber mit dem Bleistift gezeichnet.“ Erst im Gymnasium habe sie einen Kunstlehrer gehabt, der ihr Talent entdeckte und auch die Eltern überzeugte, das Kind an die Kunstakademie zu lassen. Für den Adler-Clan aus Wirtschaftseleuten, Bankern, Immobilienmaklern und Lehrern im Rupertwinkel, wo sie aufgewachsen ist, war sie immer ein wenig das schwarze Schaf. Mit ihrer „sperrigen Kunst“



„Circus Maximus & Trash Queen“ heißt das Gemälde, das die Künstlerin Adler A. F. vom Kranwagen aus auf die Fassade eines Hauses an der Darmstädter Straße in Moosach gemalt hat.

Fotos: Robert Haas

hat sie jahrelang keinen Erfolg gehabt. „Als Künstlerin bin ich nie wahrgenommen worden, auch andere Künstler wollten ihre Bilder nicht neben meine Sachen hängen.“ Ihre „Tote Taube im Tontopf“ zum Beispiel. Für sie ein Zeichen der Vergänglichkeit, und doch gibt es immer Tauben. „So was in normalen Ausstellun-

gen zu zeigen, ging einfach nicht.“ Das änderte sich erst 1999, als ein Berliner Galerist sie bei einer Ausstellung in einer alten Weberei am Münchner Ostbahnhof entdeckte. Das war der Durchbruch. Seitdem kann sie von ihrer Kunst leben.

Adler, in zweiter Ehe verheiratet, absolvierte die pädagogische Hochschule,

hatte Stipendien in Frankreich, Italien, Spanien, den USA und der Ukraine. Arbeiten vor ihr sind in Museen in San Francisco, New York, Montreal, Berlin. Als Künstlerin, Performerin, Kuratorin oder Initiatorin ist sie an vielen Ausstellungen und Projekten beteiligt. Sie ist Trägerin des Lerchenauer Kunstpreises,



des „KunstAwardArsAttersee“, des Publikumspreises Kleinwalsertal, des Salzachpreises und des „BavariaArtAward“. Die Hälfte der Zeit arbeitet sie in Moosach, die andere Hälfte in Berlin, wo sie ein Atelier im Kunsthaus Tacheles hat.

Dass Trash (übersetzt: Müll, Abfall) laut Wikipedia als „geistlose Kunst“ gilt, ficht Adler A. F. nicht an. Mit Müll werde Milliarden verdient, sagt sie. „Und wenn der Wert neu aufbereitet wird, entsteht ein neuer Wert.“ Und gingen die von Menschen „sinn- und geistlos weggeworfenen Sachen“ erst einmal durch ihre Hände, erhielten sie eine völlig neue Dimension: „Müll ist unsere Zukunft.“

„Dann häng i mi no moi nei“, sagt Adler A. F. nach einer kleinen Pause auf dem Boden mit Blick auf die Fassade. Wann werde sie je wieder eine so große Leinwand haben, auf der sie ihr Innerstes pinseln könne, ohne dass ihr jemand reinrede und das ganz ohne Entwurf? Ein Maximum an Freiheit, das assoziiere sie mit dem Titel. Noch am Vortag habe sie an der Wand ein Frauenporträt schaffen und es Hannah Höch oder Alice Schwarzer widmen wollen. Herausgekommen ist jetzt eine Welt aus Tierwesen, Menschen und Unterwelt. Ein echter Adler eben. Doch so ganz ohne Konzept arbeitet auch eine Trash Queen nicht. Dass ausgerechnet an diesem Tag die Vermesser auf dem Baugrundstück tätig sind, habe sie gewusst, sagt sie. Dabei umspielt ein leises Lächeln ihre Lippen.

Alles, was Ohren hat

Krischan Dietmaier und seine Freunde haben mit Lauschgeschichten Bestseller gelandet

München – Gelauscht hat er sein Leben lang. Er sei nur vorher nicht auf die Idee gekommen, es aufzuschreiben, sagt Krischan Dietmaier. Und dass er gemeinsam mit drei Freunden so erfolgreich sein würde mit den Geschichten anderer Leute, damit hatte er nicht gerechnet. Vor allem deshalb nicht, weil sie es nie geplant hatten. Vier junge Männer Mitte 20 und ein Buch, das sich mehr als 50 Wochen lang auf der Bestsellerliste hält. Ein Buch voller Anekdoten, die ihnen wilde Fremde Menschen zugeschickt haben. Doch bevor es so weit war, sollte es drei Jahre dauern. Zunächst veröffentlichten Krischan Dietmaier und seine Freunde Felix Anschutz, Nico Degenkolb und Thomas Neumann das Belauschte online.

Die Idee zu *belauscht.de* kam ihnen während ihrer Studienzzeit in Augsburg, im Sommer 2006. Dietmaier studierte dort europäische Kulturgeschichte. Er stolperte über eine New Yorker Homepage, auf der Leute Sprüche von der Straße posten konnten. Das gab es in Deutschland noch nicht. Und deshalb riefen sie eine deutsche Version ins Leben, zunächst mit eigenen Lauschgeschichten.

Die Homepage fand schnell Leser. Inzwischen sind es mehr als 5000 täglich. Nach wenigen Wochen war die Seite voller Beiträge aus ganz Deutschland. Dietmaier und seine Freunde übernehmen jetzt nur noch das Korrigieren der Beiträ-

ge. Ob es Unterschiede in der Art der belauschten Konversationen gibt? Ja, sagt Dietmaier. „In New York drehen sich 90 Prozent der Gespräche um Sex.“ In Deutschland hingegen machen sich die Leute gerne über die Dummheit ihrer Zeitgenossen lustig. Ein Beispiel, aufgeschnappt im Zug: „Hey, du bist's. Wenn du mich das nächste Mal anrufst – ruf mein anderes Handy an! Bei dem hier nervt mich der Klingelton so!“

Zurzeit versucht er sich an einem Dokumentarfilm.

Zwei Jahre und viele Lauschgeschichten später wagten Dietmaier und seine Freunde den nächsten Schritt: ein Buch mit den besten Anekdoten. Würde dieses Konzept gedruckt funktionieren? „Menschen sind immer fasziniert von authentischen Dingen“, sagt Dietmaier. Deshalb hatte er keine Bedenken, auch rechtlich nicht: Wer Lauschgeschichten auf die Homepage stellt, muss vorher einwilligen, dass sie veröffentlicht werden dürfen. Also verschanzten sich die vier Studenten zweieinhalb Wochen lang in einer Hütte im Schwarzwald. Ohne Internet. Nur mit sich und jeder Menge Geschichten. Heraus kam: „Entschuldigung, sind

Sie die Wurst?“ Das war 2008. Und der Erfolg war größer als erwartet: Platz sieben auf der Bestsellerliste und eine Auflage von mehr als 100 000 Exemplaren.

Für Dietmaier spiegeln die Geschichten den Zeitgeist wider. Er sagt, die Menschen würden oft selbst Erlebtes in den kurzen Anekdoten wiederfinden. Vor allem in öffentlichen Verkehrsmitteln und an Supermarktkassen würde viel gelauscht. „Im Moment ist es ja ein Trend, aus Internet-Sachen Bücher zu machen. Als wir das Projekt gestartet haben, war das noch nicht so“, erzählt er. Und weil ihr erstes Buch so erfolgreich war, brachten sie im vergangenen Herbst die Fortsetzung mit dem Titel „Nee, wir haben nur freilaufende Eier!“ heraus.

Dietmaier lebt heute in München, die anderen drei Autoren in Berlin und Budapest. Trotzdem halten sie über das Projekt engen Kontakt. Dietmaier arbeitet bei einer TV-Produktion. „Ich bin an Menschen interessiert“, sagt er. Zurzeit versucht er sich an einem Dokumentarfilm. Als Erfolgsautor bezeichnet zu werden, ist ihm unangenehm, schließlich habe er nicht jahrelang an einem Roman gearbeitet, sondern mit seinen Freunden einfach eine gute Idee gehabt.

Dietmaier ist ein unauffälliger Typ: Der 28-Jährige trägt lässige Kleidung und einen Bart, der seit acht oder vielleicht auch schon seit 18 Tagen steht. Ob er gerne lauscht? „Mittlerweile schon. Gerade im öffentlichen Raum höre ich genauer hin, wenn ein Stichwort fällt“, sagt er. Seine Freunde würden ihm aber nach wie vor vertrauen, private Dinge erzähle er nicht weiter. Er selbst hat keine Angst, belauscht zu werden: „Wenn ich in einer Unterhaltung bin, denke ich nicht darüber nach, wer mithört.“ Nur wenn er im Zugabteil an sein Handy gehen muss, sei es ihm unangenehm, wenn sich alle Augen auf ihn richten.

Dietmaier wirkt bescheiden. Obwohl er mit den Büchern gut verdient hat, wohnt er auch heute wieder in einer WG, gemeinsam mit fünf Freunden. Er möge es eben, mit Menschen zusammenzuwohnen. Vielleicht war das auch der Grund, warum er nach seinem Zivildienst ein Jahr lang in einem hinduistischen Aschram im Süden Kaliforniens lebte. Er bezeichnet das als wichtigste Phase in seinem Leben: ein reduziertes Leben, in dem er drei Monate ohne Strom auskommen musste. Für ihn war diese Zeit das Gegenteil zum Lauschen: viel Stille, viel Schweigen. Aber vielleicht ja auch ein Lauschen in sich hinein. *Natalia Lucic*

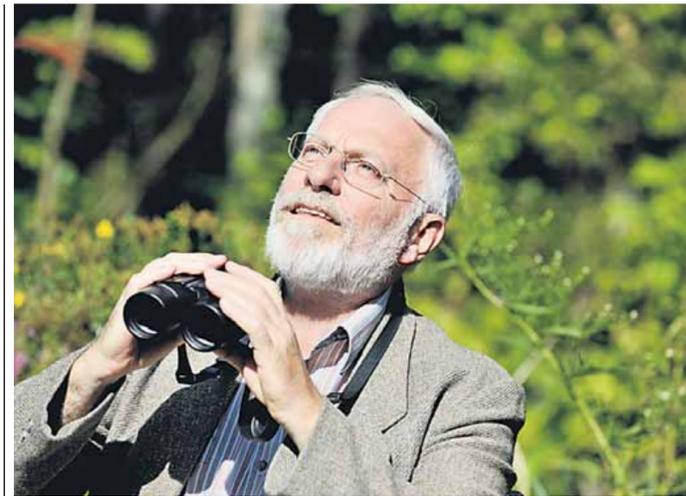
Grünwald – Der Gartenrotschwanz, fürchtet er, könnte im Münchner Südosten „wegbrechen“. Das ist seine größte Sorge, wenn jetzt am 10. März die nächste Vogelzählung beginnt. Die Dorngrasmücke hat es bereits erwischt, es lag wohl an der Verschlechterung der Lebensbedingungen in der Sahelzone, und das hat Manfred Siering sehr getroffen. Der 64-jährige Grünwaldler ist ein ausgewiesener Vogelexperte und Vorsitzender der Ornithologischen Gesellschaft Bayern, und natürlich ist er auch bei diesem „Monitoring“ dabei, als einer von mehreren hundert Unterstützern, die mit Linien- und Punktstopp-Kartierung arbeiten. Das Hobby der Vogelbeobachtung erlebt sozusagen einen Höhenflug: Im Januar schlug bayernweit für mehr als 21 000 freiwillige Zähler die „Stunde der Wintervogel“. Im Jahr zuvor waren es erst 17 700 gewesen.

Schwer zu glauben, dass der Mann vor seinem Wechsel in den Vorrühstand als Bankkaufmann gearbeitet hat. Dazu treibt er sich einfach zu viel unter freiem Himmel herum, und das schon seit Jahrzehnten. Mit dem unvermeidlichen Fernglas in der Hand und der allzeitigen Bereitschaft, seinen Mitmenschen die Augen für den Zauber der Natur zu öffnen, hat sich Siering längst den Ruf des omnipräsenten Umweltschützers erworben.

Harte Konfrontation ist seine Sache nicht. Er überzeugt lieber.

Kaum ein Wochenende vergeht für ihn ohne naturkundliche Führung, keine Öko-Institution weit und breit, die er nicht schon beraten hätte. Demonstrationen „gegen die Betonitis“ im Süden der Landeshauptstadt – ohne ihn schwer vorstellbar. Die harte Konfrontation ist gleichwohl seine Sache nicht; Siering versucht es geduldig mit Überzeugung. Parteipolitisch hat er sich trotz punktueller Sympathie für grüne Positionen nie vereinnahmen lassen. „Diese Distanz bewirkt, dass man überall gefragt bleibt“, hat er festgestellt. Ein dickes Plus, das ihn durchaus mit Stolz erfüllt.

Siering ist Vorsitzender der Ortsgruppe Grünwald-Strablach im Bund Naturschutz, hilft in der Zoologischen Staatssammlung aus, schaut den Staatsforsten auf die Finger. Für 30 Jahre Einsatz im Landesbund für Vogelschutz, in der Ornithologischen Gesellschaft und für den



So kennt man ihn im Münchner Süden: Manfred Siering, unterwegs mit seinem liebsten Arbeitsgerät.

Foto: Angelika Bardehle

Naturschutz generell erhielt er 2009 gar das Bundesverdienstkreuz. Regelmäßig begibt er sich auf Studienreisen. Zuletzt hat er Vogellisten im peruanischen Panguana-Schutzgebiet nachkontrolliert – „160 Arten, das muss man sich mal vorstellen“, in der zweiten Aprilhälfte steht die vierte Äthiopien-Expedition bevor. Im Süden dieses Landes will Siering „die ganze Palette der Wasservogel“ wissenschaftlich ins Visier nehmen. Mit Pelikanen rechnet er fest, nach dem Akazienhäger will er geduldig Ausschau halten. Geforscht hat er auch schon in Usbekistan und Kaschmir. Wetter- und sonstige Extreme haben ihn nie geschreckt. Dazu sei sein Sujet „viel zu spannend“. Obwohl einem 64-Jährigen dabei ein gewisser Komfort mitunter abgeht: „Nachts bei 35 Grad im Zelt zu schwitzen statt zu schlafen, ist nicht unbedingt angenehm.“

Wie so einer wohnt? Natürlich, in einem wunderbar eingegrüntes Haus, das dem Namen seiner Heimatgemeinde alle Ehre macht. Aus der Vogelperspektive betrachtet bestimmt ein traumhaftes Nest, sehr gepflegt. Die Wände zweier Zimmer scheinen aus Fachbüchern zu bestehen, die Vegetation zwischen den Möbeln floriert üppig. Seine Frau Marliese, eine Lehrerin, teilt seine Leidenschaft für alles, was wächst und gedeiht, krecht und fleucht. Als Haustiere hält sich das Paar Schildkröten. Großer Vor-

teil der Reptilien: Man kann ihre Verhaltensweisen in aller Ruhe studieren.

Wenn er Platz nimmt auf seiner Gartenbank, wird der Genießer hinter dem Umweltaktivisten erkennbar, ein Mensch, der sich gern Zeit nimmt für die schönen Dinge des Lebens. Dass ohne Akribie wenig in Gang kommt, sich öffentlicher Bewusstseinswandel eher im Schnecken tempo vollzieht – für Siering keine verstörenden Erkenntnisse, nichts, was ihn aus der Ruhe bringen könnte. Sein Optimismus jedenfalls ist ungebrochen: „Der Naturschutzgedanke kommt allmählich voran, ich merke es doch bei so vielen Gelegenheiten.“

Bei Vogelzählungen, versteht sich, hat Manfred Siering häufig mitgemacht. An ihrer Aussagekraft hegt er zwar Zweifel, aber der ornithologische Zensus habe wenigstens erwünschte Nebeneffekte: „Medien machen auf die Zählungen aufmerksam, was die Rekrutierung von Helfern sehr erleichtert.“ Überdies ergebe das viel Aufmerksamkeit für den Natur- und Artenschutz, auch wenn das Interesse meist rasch wieder abflaue, leider auch bei jenen, die von ihrer körperlichen Verfassung her im Umweltschutz kräftig mit anpacken könnten. Für Siering ist das völlig unverstänlich: „Bevor ich mich im Fitnessstudio oder daheim auf ein Laufband stelle, geh' ich doch lieber raus in die Botanik.“ *Jürgen Wolfram*



Seine Freunde vertrauen Krischan Dietmaier. Privates würde er sowieso nicht weitertratschen, sagt er. Hier lauscht er am Marienplatz. Foto: Catherina Hess

SZdigital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München

Jealiche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de

jschmi

SZ20110309S13772